basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Basel in Hebels Werken

Autor(en): Albert Gessler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1899

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/92f2307a-42bc-4ca6-887c-414da740f8a8

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Basel in Hebels Werken.

Von
Albert Geßler.

Wir Basler dürfen einen der besten deutschen Dichter den unsern nennen, trotzdem er nicht unser Landsmann im engsten Sinne gewesen ist. Johann Peter Hebel ist in Basel geboren und ist hier in die Schule gegangen. Schon das gäbe uns vielleicht ein gewisses Recht an ihn, ein Recht, das dadurch festgelegt worden ist, daß man im Jahre 1861 an Hebels Geburtshaus in der damaligen „Neuen Vorstadt" (heutigen Hebelstraße) eine bronzene Gedenktafel angebracht hat, welche den Vorübergehenden meldet:

J. P. Hebel
Hier geboren
X. Mai MDCCLX.

Aber unser Recht an ihn ist ein noch viel besseres; es ist ein ideales. Hebel hat, als er seine Gedichte und Geschichten schrieb, nicht nur aus den Herzen seiner Wiesenthäler heraus und in sie hinein gedichtet, er hat auch uns Baslern die Seele bewegt; es ist auch ein Stück von unserm Gemüt, das uns, so oft wir die „Allemannischen Gedichte" zur Hand nehmen, aus dem Spiegel der das Menschliche so lieblich verklärenden Poesie Hebels anstrahlt. Seine Werke sind ein poetisches Denkmal auch unseres Geistes; in unsere Sprache, in unser Empfinden ist das Schönste und Beste

umgesetzt, was ein begnadeter Dichter zu sagen hat. Und darum danken wir diesem Dichter beständig wieder. Er ist unser Klassiker; er steht auf unsern Bücherbrettern neben den größten Geisteshelden. Und seine Werke stehen nicht nur dort, sie sind auch die meistgelesenen; die Hebelbändchen sind abgegriffener und zerlesener als irgend ein vielgebrauchter Band Schillers. Unsere Herzen sind diesem Dichter darum auch beständig nahe. Wie nahe, das werden wir bald auch der ganzen Welt sagen, indem wir ihm voraussichtlich Anfangs Mai 1899 vor der Peterskirche, in der er getauft worden ist, ein Denkmal zu enthüllen die Absicht haben. Es soll schlicht werden, schlicht und freundlich, wie Hebels Werke es sind. Max Leu, der bedeutende Künstler, der es schafft, hat, bevor er an die Gestaltung eines ersten Entwurfes ging, sich so lange und intim mit Hebel beschäftigt, bis ihm aus dem Geiste des Dichters selbst dessen Monument emporwuchs. Die geehrten Leser werden sehen, daß hier nicht zu viel gesagt ist: Hebels Kopf sowohl wie der Sockel, auf dem die Büste stehen wird, sind eine Verdeutlichung des Lieblichen, des Schalkhaften, auch des Ländlichen in Hebel, wie sie stilvoller und einfacher sich nicht könnte denken lassen. Basel wird also mit seinem Hebeldenkmal bei allen Freunden des Dichters, auch den nichtbaslerischen, Ehre einlegen. Unser Dank soll dadurch zu einer That werden.

Aber nicht nur wir setzen Hebel ein Denkmal. Hebel selbst hat auch uns eines gesetzt — aere perennius. Und nicht nur dadurch, daß er, wie oben gesagt worden ist, unser Denken und Schauen poetisch verklärt hat — das hat er schließlich auch für andere Menschen gethan, sofern sie nur Alemannisch verstehen. Nein, er hat unsere Stadt in seinen Werken so oft genannt, daß, wer Hebel liest, sofort wahrnimmt, wie unser Basel ihm beständig vor Augen gewesen ist. In den Gedichten sowohl wie in den Erzählungen des „Rheinischen Hausfreunds," ja auch in seinen Briefen

spricht er immer und immer wieder von Basel. Basel ist ihm die Hauptstadt in jedem Sinne; nicht Freiburg oder Karlsruhe. Hebel hat eben immer, auch als er in der badischen Residenz lebte, wiesenthälerisch gedacht, und für den Wiesenthäler ist geographisch und ideell — wenn auch nicht politisch — Basel die Hauptstadt. Und früher wohl noch mehr als jetzt; denn als aller Handel und Wandel persönlich zu geschehen hatte und noch nicht die Eisenbahn ihn vermittelte, da kamen die Bewohner einer Stadt und die des umgebenden Landes viel enger und häufiger miteinander in Berührung; und das Gefühl, daß Basel Kapitale sei, war damals jenseits des Rheines wohl noch lebendiger als heute. Wie gesagt, auch Hebel dachte so, und es läßt sich dies aus allen seinen Werken zur Genüge darthun.

Wir wollen sie einmal daraufhin ansehen, zuerst die Gedichte, dann die Erzählungen und zum Schluß die Briefe. Sie alle zeigen, wie Hebel unser, oder besser sein Basel ins Herz geschlossen hatte, wie er also einer der unsrigen gewesen ist, so gut wie er den Hausemern, den Lörrachern, den Karlsruhern gehört hat.

Also zunächst seine Gedichte.[1])

In einem derselben, das nur als Bruchstück erhalten ist, erzählt er uns seine eigene Jugendgeschichte.[2]) Es heißt „Epistel“ und lautet:

„Jumpfere sitzet mer jez ufs Stüehli do nieder und loset
bis i sag: „Jez gang!“ und hent der im vorige Summer
oberländerisch an mi gschriebe, willi's vergelte.
Bini nit au deheim, wo alles schöner und süeßer
tönt in Matten und Feld und in de vertäflete Stube?

---

[1]) Ich citiere im allgemeinen nach der kritischen Ausgabe der Werke Hebels von O. Behaghel in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur.“ Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Zunächst aus Teil I: „Allemannische Gedichte.“

[2]) A. a. O. S. 154.

's het mi kei Mutter[1]) gebohre und keini christlige Pathe[1])
hen mi an Taufftei treit. In mine dämmrige Tage
het mi kei Brei[1]) erquickt. In d'Kirche[1]) bini nit gange
bis ins füfzeht' Johr. Mi Müetterli het mi gebohre,
d'Götti hen mi g'hebt, und Peter het mi der Her tauft,
Pape hani g'schleckt, und mittem sturzene Löffel
het mer d' Muetter usem Pfännli d' Schareten uschrazt:
„Se Hans Peterli iß!" In alli Chilche vo Basel
und im Wiesethal vo Rieche ane bis Schönau
bini gwandlet us und i, au mengmol ins Wirtshus
mit mim Vogtma. Tröst en Gott im ewige Lebe.
Was wohl will fangt zitli a . . . . . .

Sodann ist in den publizierten Gedichten gleich im ersten, der „Wiese," von Basel die Rede. Wie Feldbergs Tochter, die liebliche, hinunterkommt nach Thumringen und in die Lörracher Matten, da macht ihr Dichter sie aufmerksam:

„Siehsch des ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie sie riten und fahren? . . . . .
. . . . . Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode."[2]) —

Und wie viel Freude erwartet sie nun da auf schweizerischem, auf baslerischem Boden! Der Bräutigam kommt.

„Stell di nit so närsch, du Dingli, meinsch denn, me wüß nit,
aß de versproche bisch, und aß der enander scho bstellt hen?"

sagt der Dichter zu dem herzigen Mädchen Wiese.

Und nun kommt er, der „chräftig Burst," der Rhein, aus den Schweizerbergen hernieder,

---

[1]) Der Sinn ist: In meiner Jugend hörte ich nicht auf die hochdeutschen Wörter Mutter, Pate, Brei, Kirche, sondern man sprach im Dialekt: Müetterli, Götti, Pape (Behaghel a. a. O.).

[2]) Dieses Citat aus der dritten Auflage. Die Stelle (V. 167 ff.) lautete in der ersten anders.

„Jetz an Chrenzach abe in schöne breite Reviere,[1])
Basel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel gschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?
Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche Platz gsi:
's het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestal aben und Basel.
Und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnedige Here.
Aber di Vertraue stoht zuem Chlei-Hüniger Pfarer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwizerhosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Basel,
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.
O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi jez in die lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,
und es wird der wohr, was im verborgene Stübli
d' Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! — Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhütdi Gott!" und fallt em freudig an Buse.
Bhütdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!"

Wer hat je eine lieblichere Zusammenkunft zweier Verlobten gesehen, als der Dichter sie hier beschreibt! Und unser Basel ist der Freudenort, an dem sie stattfindet.

Dann kommt ein Gedicht, das ganz der Stadt gewidmet ist: „Die Marktweiber." Ich will es nicht wörtlich hierher setzen; aber sagen möchte ich, daß schwerlich jemals die Gedanken der Landleute über „die Stadt" einen besseren Ausdruck gefunden haben als

[1]) Wieder nach der dritten Auflage, als der bekannteren Version.

hier. Und wie dem Dichter dabei der Schalk aus den Augen blitzt, wenn er den Neid der Bäuerinnen auf die kostbaren Kleider laut werden läßt!

„Und erst der Staat am Lib![1])
me cha's nit seh vor Chib.
Lueg numme die chospere Junten a![2])
I wott, sie schenkte mir sie.
„Chromet schwarze Chirsi!"
Si chönnte mini drum ha.

Dann wieder die kleinen Stiche auf die Stadtleute selbst:

Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet jungi Hahne!"
mengmol im pröperste Hus.

Rych sin si, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
mir thuet bym Bluft e Büßli weh.[3])
by ihne heißt es: Dublone,
„Chromet grüeni Bohne!"
Und hen no alliwil meh.

Was chost en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
der Platz fehlt uffem Tisch.

---

[1]) Wieder nach der dritten Auflage.

[2]) Hier heißt es in der ersten Auflage (bei Behaghel, S. 47):
„Jo wedelet numme, d' Stroß isch breit
mit eure Junten! I thätich —
„Chromet zarti Retich!"
i hätt schier gar näumis gseit."

[3]) In der ersten Auflage (Behaghel, S. 46):
„Thut üser eim e Bueßli weh,
Verbause sie Dublone."

Zwischen alledem dann die schönen Naturschilderungen von der Sonne, die wie der liebe Gott selbst über St. Chrischona herkommt, von den frohen Vögelein und von der Lust des Landlebens. Dann wieder die Marktrufe: „Chromet" u. s. w. und endlich der bescheidene, fromme und innige Schluß. Der ganze Hebel: der Naturfreund, der milde Satiriker, der Humorist, der fromme Dichter zeigt sich in diesem Liede, das so recht den Baslern ins Stammbuch geschrieben ist.[1])

Auch im „Statthalter von Schopfheim" ist von Basel die Rede. Das Vreneli wird dort vom Friedli zuerst für die Verwaltersfrau gehalten:

„'s chönnt d'Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel."

Dann wird von Vrenelis Vater erzählt, er habe der Tochter wegen ihrer Heirat mit Friedli das Haus verboten,

„. . . bis no Micheli si Vater
z'Basel uffem Chorn-Mert goht und unter e Rad chunt.
Schopfe het er nümme gseh, sie hen en z'Elsbethe
ohni Gsang in d'Erde gleit, wie's z'Basel der Bruuch isch."

Sind „Die Marktweiber" eines von Hebels gemütlichsten und zugleich lustigsten Gedichten, so ist sicherlich die Vergänglichkeit — oder wie Hebel in einem Briefe an Hitzig schlichtweg sagt: „Der Aetti und der Bub auf dem Baselweg" —[2]) sein tiefstes. Hier verbinden sich höchster Ernst und tiefste Lebensweisheit durch das Medium der Poesie zu einem ergreifenden Bilde der irdischen

[1]) Daß übrigens hier mit „der Stadt" nur gerade Basel gemeint ist, geht aus einer Briefstelle Hebels an Hitzig (in Beckers „Festgabe," S. 201) hervor, wo, infolge der Bemerkung Goethes über die „Marktweiber" (Goethes Werke, ed. Hempel, Bd. 29, S. 420), die Frage erörtert wird, ob nicht wegen der lokalen Beziehungen auf Basel das Gedicht in späteren Auflagen weggelassen werden solle. Glücklicherweise ist Hebel von dieser Idee wieder abgekommen; denn trotz Goethe, der die „Marktweiber" für am wenigsten geglückt ansieht, „da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Ware den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen," dürfen wir dieses Gedicht für eines der besten Hebels halten.

[2]) Beckers „Festgabe," S. 194.

Hinfälligkeit, das sich dann steigert zu einer wahrhaft prophetischen Schilderung der letzten Dinge, am Ende aber doch ausklingt in schlichte Einfalt und kindliche Anschauung. Und in der Mitte dieses Gedichtes, das ein Gespräch ist „auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach in der Nacht," steht Basel. Es wird geschildert mit aller Liebe, deren ein Herz fähig ist. Man sieht, Basels Bauten, seine Menschen, überhaupt alle baslerischen Dinge sind dem Dichter tief ins Gemüt geschrieben, und wo er seine feierlichsten Gedanken denkt, da denkt er auch Basels:

„Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?[1])
's sin Hüser drin, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, woni gchennt ha, lit scho lang
im Chrützgang hinterm Münsterplatz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht emol e Stund,
goht Basel au ins Grab, und streckt no do
und dört e Glied zum Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebelwand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niste drin —
's isch schad derfür! — und sin bis dörthi d'Lüt
so närsch wie jez, se göhn au Gspenster um,
d'Frau Faste, 's isch mer jez, si fang scho a,[2])
me seits emol, — der Lippi Läppeli,
und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?
Der Bueb seit:
Schwätz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe jagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eiermeidli g'lege, halber ful,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi schnuft?

[1]) Nach der dritten Auflage.

[2]) Nach der ersten Auflage (Behaghel, S. 89, Vers 55) heißt es:
„der Sulger, wo die arme Bettel-Lüt
vergelstret het."

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel! Seig doch nit so närsch!
Hüst, Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wandersma
ne halbi Stund, e Stund wit dra verbei,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und seit si'm Camerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
„seig d'Peterschilche gsi, 's isch schad derfür!"

Wenn alle andern Gedichte Hebels wegen ihres Lokalcharakters und wegen ihrer Sprache nur einen kleineren Kreis von Lesern und Verehrern haben sollten,[1]) in jenem „Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau . . . bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teil von Schwaben," d. h. da, wo, nach Hebels eigenen Angaben, seine Gedichte sprachlich verstanden werden können, so müßte allein schon

---

[1]) Daß übrigens Hebels Gedichte seit ihrem Erscheinen die weiteste Verbreitung gefunden haben, dafür seien nur zwei ganz vollgültige Zeugnisse angeführt. Erstens die schon citierte berühmte Recension Goethes in der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung" vom 13. Februar 1805. — Interessant ist, was der jüngere Voß, ein Sohn des Homer-Uebersetzers, zur Entstehung dieser so warmen Auslassung Goethes erzählt: „Ich wollte, du hättest Goethe den Abend gesehen, als er Hebels Gedichte gelesen. Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. „Und wenn Sie im Schlafrock wären," sagte der Bediente, „Sie sollten nur so zu meinem gnädigen Herrn kommen; er muß Sie noch sprechen." Als ich kam, sprudelte ein serapiontischer Erguß über die Gedichte, der am andern Morgen um sieben Uhr schon Recension war." („Goethe und Schiller in Briefen von Heinr. Voß dem Jüngern." Herausgegeben von H. G. Gräf, S. 69 f.) — Zweitens können die bei Behaghel (S. XXXIX) aufgeführten sieben schriftdeutschen Uebertragungen und eine mehrfach aufgelegte französische Uebersetzung von Hebels Gedichten als Zeugen für ihre große Verbreitung genannt werden. Auch die vielen Reutlinger und Wiener Nachdrucke, von denen Behaghel (S. XI) spricht, sind solche redende Beweise.

„Die Vergänglichkeit“ seinen Ruhm weit über diese Grenzen hinaustragen. Dieses Gedicht ist wert, auf der Höhe des Parnasses neben dem wenigen ganz Großen zu stehen, das ewige Geltung hat. Und wenn oben gesagt worden ist, daß Hebel seinem Basel ein Denkmal gesetzt habe, „dauernder als Erz,“ so ist damit speziell auf dieses Gedicht hingewiesen worden.

Ein prächtiges Stück ist auch „Der Dengelegeist,“ später „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg“ genannt, voll echter Poesie und Gemütstiefe, daneben von den Lichtern besten Hebel-Humors durchblitzt. Es ist eine Erzählung, die einem etwas großthuerischen Basler Kind in den Mund gelegt ist; aber eben darum kommt die beabsichtigte Mahnung an die Landleute, vom Gespensterglauben zu lassen, so ungezwungen heraus. Dem Sonntagskind aus der Stadt werden sie eher glauben als dem Prälaten Hebel.

„Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
seig e böse Geist, jez wüßti andere B'richt z'ge.
Us der Stadt das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chaufher verwandt „vo siebe Suppe ne Tünkli,“

fängt der junge Mann zu erzählen an.

Interessant ist dabei, wie Hebel nur sagt: „Us der Stadt, das bini“ und mit dieser Stadt natürlich Basel meint; denn die Basler Kaufleute sind es, die er später mit den Worten schildert:

„D'Stadtlüt wisse nüt von dem (vom Dengeln und Mähen)
[mer rechnen und schribe,
zähle Geld, sel chönne mer, und messen und wäge;
laden uf, und laden ab, und essen und trinke.
Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Rüebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü, wer koof? Reckholderberi und Chümmi!
Alles für baar Geld und alles für Zucker und Kaffe....“

Wie nett klingt Hebel da wieder an seine Marktweiber an. Nochmals erwähnt er dann die „Stadt," wo am Schluß der Wandersmann am Feldberg den Engel einlädt:

„. . . . Her Engel!
B'hüt di Gott der Her, und zürn' nüt! Wenn de in d'Stadt chunsch,
in der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
's stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di annimt.
d'Sterneluft isch rau, absunderlig nebe der Birsig."

Ueberall also wird Basel nur „die Stadt" genannt, ein Beweis, wie sehr dieses Basel in Hebels Gedanken Hauptort seiner Bevölkerung ist, die sofort weiß, was für ein Ort gemeint ist, wenn von der „Stadt" geredet wird. Nur ein einziges Mal (in Vers 169) sagt er:

„Und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte."

Wenn übrigens außerdem ein Zweifel bestehen könnte, ob „die Stadt" wirklich Basel sei, so könnte er durch den einfachen Hinweis auf das unvollendete Gedicht „Der Dengelegeist" [1]) gehoben werden, in dem es heißt:

„Lueget i bi vo Basel, i will ichs redli bikenne,
mitem Ritter verwandt vo siebe Suppen e Dünkli."

Ich schließe die Uebersicht über Baslerisches in Hebels Gedichten mit dem freundlichen Liedlein „Erinnerung an Basel," das erstmals in der Ausgabe von 1834 steht und an eine Frau „Meville" [2]) gerichtet ist. Hebel faßt darin eine Anzahl hübscher

---

[1]) Bei Behaghel I., S. 98 (Nr. 34) und bei Becker „Festgabe" S. 111 ff. aus einem Briefe an Hitzig vom 14. April 1801.

[2]) Behaghel macht in seiner Ausgabe (S. 165 Fußnote) die Bemerkung: „Nähere Zeitbestimmung ist nicht möglich." Auch eine Bestimmung der Adressatin dieses Gedichtes ist nicht versucht. Mir ist nun glücklicherweise aus der Familie von Pfarrer J. J. Miville-Miville sel. ein Blatt in die Hand gegeben worden, das der Genannte in seiner Hebel-Ausgabe liegen hatte, in der die „Erinnerung an Basel" fehlte. Das Blatt enthält eine Abschrift des Gedichtes und zu dem Namen „Frau Meville" die Bemerkung: „Sie war die

Jugenderinnerungen zusammen: Die Münsterschule, der Petersplatz, die Rheinbrücke, auch die Nase des aus Feyerabends Karikaturen bekannten Buchbinders Scholer sind ihm noch im Gedächtnis, und er läßt dies alles in der freundlichen poetischen Form wiederaufleben, die seinem bekannteren Gedichte vom „Schwarzwälder im Breisgau" so sehr den Reiz des echt Volksmäßigen giebt.

Z'Basel an mim Rhi
jo dört möchti sy!
Weiht nit d'Luft so mild und lau
und der Himmel ist so blau
an mim liebe Rhi.

In der Münsterschuel
uf mim herte Stuehl
magi zwor jetz nüt meh ha,
d'Töpli stöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallts.
O wie wechsle Berg und Thal
Land und Wasser überal
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck
für si hi und zruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh
uf der Basler Bruck.

Frau des Seidenfärbers St. Johannvorstadt letztes Haus links beim Gottesacker — gegenüber konnte man an den Rhein hinunter in das Entenloch, die Seide auszuschwenken." Dieser „Seidenfärber" war wohl, wie ich aus Mitteilungen schließe, die mir aus dem Miville'schen Familienbüchlein von Herrn R. Miville-Iselin gütigst gemacht worden sind, Achilles Miville-Kolb. Seine Gattin Susanna Kolb, in der ich Hebels „liebi Basler Frau" vermute, zog als Witwe nach Mannheim und wird geschildert als „eine ihres Geschlechts seltene, kluge, schöne und geschickte Frau."

Eis isch nümme do;
wo isch 's ane cho?
's Scholers Nase, weie weh!
Git der Bruck kei Schatte meh.
Wo bisch ane cho?

Wie ne freie Spatz
uffem Petersplatz
fliegi um, und 's wird mir wohl
wie im Buebekamisol
uffem Petersplatz.

Uf der grüne Schanz
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lachts mi nit so lieblig a
bis go Sante Hans.

's Seilers Rädli springt;
los, der Vogel singt.
Summervögeli jung und froh
ziehn de blaue Blueme no,
alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört uffen au.
„Gunnich Gott e frohe Muet.
Nehmich Gott in treui Huet.
Liebi Basler Frau."

Und nicht nur unserer Stadt, auch der Schweiz überhaupt widmet Hebel in seinen Gedichten mehrmals freundliche Worte. So in dem hübschen Gruße an den „aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeitstage," den Hebel, auf Veranlassung seines Verlegers Remigius Sauerländer in Aarau, zur Hochzeit Zschokkes gedichtet hat. Zschokke, der damals eine Zeitschrift, „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote," herausgab, hatte sich am 25. Februar 1805 verheiratet. Auch in den Versen „an den Geheimrat von Ittner, Curator der Universität zu Freyburg, bei dessen Gesandtschaftsreise in die Schweiz"

weiß Hebel ein paar hübsche Dinge über unser Vaterland einzuflechten:

„Jez bhüetich Gott und spar ich frisch und gsund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis;
's het d'Milchstroß uf, am jüngste Tag, no Zit
wohl hunderttausig Johr, und isch denn dört
viel schöner echt, aß an der Limeth Gstad?
Wie glitzert uffem See der Silberstaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,
Palläftli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegstad
am Ufer her, und wie ne Nebel stigt
dört hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
zum Himmel uf durs Morgeduft! Es schnuuft
meng Geißli dört und menge schöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,
und grüeßet mer der Wiese Gschwister-Chind,
d'Frau Limeth, und vergesset 's Heimcho nit;"

Und wie hier von den lieblichen Seiten der Schweiz, weiß er auch von bösen Dingen daselbst zu berichten, wenn er im Gedichte vom „Storch" über die Kriegszeiten sagt:

„Und witer an den Alpe hi
ischs, Gott erbarms, no ärger gsi,
und Weh und Ach het usem Wald
und us de Berge widerhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Hut
hangt menge Tropfe Schwitzerblut.
Wie hets nit ummen blizt und g'chracht,
Und dunderet in der Wetter-Nacht!

Doch öbben in der Wetternacht[1])
het Gottis Engel au no gwacht.
Was pepperſch? Mer verstöhn di nit!
Schwetz dütli, wenn de rede witt!

[1]) Diese und die folgenden zwei Strophen nur in der ersten Auflage (Behaghel I, S. 76 f.). Hebel hat sie später infolge der schon citierten Rezension Goethes unterdrückt, in der es hieß (Goethes Werke, ed. Hempel,

Gang, hol ein 's Becke Chasperli!
Er isch e Rung im Welschland gsi;
er het emol go Vivis gschmeckt
Und wie der Storch si Schnabel gstreckt.

Und welsche chaner, 's isch e Gruus;
es blibt ke Wentelen im Hus,
und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap."

Ebenso reichlich wie in den Gedichten sind die Anspielungen Hebels auf „die Stadt" in seinen Erzählungen. Nur sind sie hier nicht so in die Augen springend wie in den Gedichten. Es sind mehr nur gelegentliche Erwähnungen als eigentliche Hinweise auf Basel. Aber gerade das Selbstverständliche, das solchen Bemerkungen zu Grunde liegt, läßt uns wieder erkennen, wie sehr Hebel unsere Stadt beständig vor Augen hatte und wie natürlich er sie als seine Hauptstadt empfand. Eigentliche Geschichten aus Basel sind nicht viele da. Die eine heißt: „Teures Späßlein," [1]) und sie kann, weil sie nicht lang, aber dafür lustig ist, ganz hier stehen:

Man muß mit Wirten keinen Spaß und Mutwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirt vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „Das Bier ist sauer," sondern, „Frau Wirtin," sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Oel zu meinem Bier haben?" Die Wirtin sagte: „In Basel kann man für Geld alles haben," strickte aber noch

---

Bd. 29, S. 420): „Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt und blos die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen." Hebel wollte darum (Brief an Hitzig in Beckers „Festgabe" S. 201) auch dieses Gedicht weglassen, weil „'s Becke Chasperli" bloß „für die reichen Oberländer Halbherren und Halbdeutsche galt." Er hat dann aber nur die drei Strophen geändert.

[1]) „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes," ed. Behaghel Nr. 139, S. 224. Ich citiere im Folgenden genau nach Behaghels Edition (Bd. II), weil manches von dem Angeführten sich in den landläufigen Ausgaben nicht findet.

ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander diskurierten und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kamel auch gesehen und den Affen?" ein anderer sagte: „Es ist kein Kamel, es ist ein Trampeltier," sagte die Wirtin: „Mit Erlaubnis" und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kamel" sagte ein dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltiere sind braun." Unterdessen kam die Wirtin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem markgräfischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?" Also lachten die andern nicht mehr den Wirt aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Was übrigens die Basler Währung betrifft, so wird sie im „Schatzkästlein" noch mehrfach genannt. So wird in der „Langen Kriegsfuhr" gesagt, daß der brave Jobbi seinem Herrn „sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung" hinterlassen habe, und in dem kleinen Judenspäßlein „Glimpf geht über Schimpf"[1]) wird von „neugeprägten, weißgekochten Baselrappen" erzählt, die ein „Hebräer aus dem Sundgau" den Kindern giebt, weil sie ihm „Judenmauschel"[2]) nachrufen; da sie glauben, der Uebername mache ihm Freude, rufen sie ihm dann nicht mehr nach, wie er eines Tages mit dem Rappengeben aufhört. In beiden Fällen rechnet Hebel die Summe noch in seine Landesmünze um; bei den 520 Pfund sagt er: „thut 416 Gulden rheinisch" und von den Baselrappen sind „fünf so viel als zwei Kreuzer." Oft genug ist auch von Batzen die Rede, die im schweizerischen Nachbarlande die gäng und gäben Scheidemünzen waren.

Eine zweite Geschichte, in der Basel im Mittelpunkte steht, ist „Der verachtete Rat;"[3]) es wird darin von einem Wanderer

[1]) „Schatzkästlein" ed. Behaghel Nr. 188, S. 296 f.
[2]) ibid. Nr. 160, S. 257.
[3]) ibid. Nr. 250, S. 405 ff.

erzählt, der schneller in die Stadt kommt als ein Fuhrmann, dem er rät, langsam zu fahren, der aber dann allzu sehr eilt, Hufeisen verliert, am Wagen eine Achse zu schanden fährt und im nächsten Dorf übernacht bleiben muß, während der Fußgänger gemächlich die Stadt erreicht. Interessant ist hier der Vergleich von Hebels Fassung der Geschichte mit ihrer Quelle im „Vademecum für lustige Leute.“ [1]) Da ist nur von „der Stadt“ die Rede, und es ist natürlich nicht Basel gemeint. Hebel aber hat dann, um die für seine Leser passende Lokalfarbe hinzuzufügen, eben die dem Wiesenthäler bekannteste „Stadt,“ d. h. Basel genannt.

Sodann ist auch von Basel die Rede in der rührenden Geschichte von der „Guten Mutter,“ [2]) d. h. von der braven Schweizerfrau, die zur französischen Armee reist und dort ihren Sohn, der seiner Zeit in fremde Dienste gegangen ist, als General wiederfindet. „Als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte.“

Auch im „Einträglichen Rätselhandel“ [3]) fahren „von Basel eilf Personen in einem Schiff den Rhein hinab.“ Eingestiegen sind sie beim „Wirtshaus zum Kopf,“ und wie sie schon „weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei“ sind, wird ihnen die Zeit lang, und „ein Jude, der nach Schalampi wollte,“ beginnt

---

[1]) Berlin, Mylius 1764—92, „das,“ nach Behaghels Angabe in der Fußnote zu S. VII., „überhaupt damals für die Kalendererzählungen eine ergiebige Quelle war.“ Hebel selbst nennt es (a. a. O.) eine „Allmende oder Gemeinwiese,“ von welcher er „mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten zum Teil selber gepflückt“ habe.

[2]) „Schatzkästlein“ ed. Behaghel Nr. 182, S. 288.

[3]) ibid. Nr. 99, S. 170 f.

seinen Rätselhandel. Dabei kommt nochmals Basel vor in den Fragen: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn die Sonne noch so heiß scheint?“ und: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Hier liegt ebenfalls eine Geschichte aus dem Vademecum[1]) zu Grunde, in der Amsterdam der Schauplatz ist. Hebel hat wiederum seine „Hauptstadt“ für die holländische gesetzt. Eine lustige Ergänzung zum „einträglichen Rätselhandel“ ist das Geschichtlein „Drei Worte,“[2]) in welchem derselbe Jude, der „mit den graußmächtigen Herren von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser die Gnad gehabt,“ mit einem Gersauer Kaufherrn zusammenkommt und ihm drei Fragen vorlegt.

Wie sehr Basel für Hebel Hauptstadt ist, geht auch aus der Beschreibung hervor, die er in einem seiner als „Weltbegebenheiten“ überschriebenen Abschnitte[3]) vom Wege nach Portugal macht: „Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal.“

Von Lokalitäten in und bei Basel wird neben dem schon citierten Gasthof zum Kopf auch „der Storken“ zu Basel genannt und zwar in der „merkwürdigen Gespenstergeschichte.“[4]) Ferner wird in der Vorrede zum Kalender von 1809[5]) von einer Schwäbin erzählt, „so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt

---

[1]) Vademecum X. 4; bei Behaghel S. 170 als Fußnote.
[2]) „Schatzkästlein“ ed. Behaghel S. 237 f.
[3]) ibid. Nr. 91, S. 152.
[4]) ibid. Nr. 74, S. 132.
[5]) ibid. S. 115.

herumreitet, herwärts der Schorenbruck zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß, und prophezeite einer braven Markgräflerin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Komet bedeute."

Endlich sei hier auch noch auf die Nachricht hingewiesen, daß eine der Lieblingsgestalten Hebels, der Zundelfrieder, mit Basel in engerer Beziehung gestanden haben soll. Nach den „Erinnerungen eines badischen Beamten"[1]) nämlich ist „Friedrich Zundel kein Phantasiegebilde Hebels, sondern eine im Wiesenthal und im Baslergebiet seinerzeit wohlbekannte Persönlichkeit. Er beschloß seine Spitzbubenlaufbahn mit einem ehrlichen Soldatentod; er fiel am 3. August 1833 in dem Gefechte von Pratteln, in welchem Baselland gegen Baselstadt siegte." Wir wollen diese Notiz nicht als unbestreitbare Wahrheit ansehen; sie ist aber interessant genug und wäre, wenn sie doch wahr sein sollte, ein weiterer Beweis für den Zusammenhang Hebel'scher Geschichten und Gestalten mit unserer Stadt.

Wie in den „Allemannischen Gedichten" wird in den Erzählungen des „Rheinischen Hausfreundes" nebst Basel auch die ganze Schweiz häufig erwähnt. Der Schauplatz mehrerer Geschichten ist unser Land. So führt die hübsche Biographie des Tierarztes Jakob Humbel[2]) in den Aargau, ins Emmenthal und in die Waadt. Eine weitere ganze Erzählung betrifft „Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.[3]) Sodann handelt die Geschichte „Seltsame Ehescheidung"[4]) von „einem jungen Schweizer aus Ballstall," und das „Ballstaller Ehe- und Männerrecht," das den Weibern mit dem Stecken auf den Rücken gebläut wird, ist

---

[1]) Freiburg i. B., Scheuble 1872, citiert bei Behaghel a. a. O. S. 140, Fußnote.

[2]) „Schatzkästlein" ed. Behaghel Nr. 53, S. 99 ff.

[3]) ibid. Nr. 119, S. 196 ff.

[4]) ibid. Nr. 128, S. 211 f.

wohl jedem Leser dieser Anekdote noch als besonders lustig, wenn auch als etwas derb in der Erinnerung. — Auch die Geschichte „Seltene Liebe“ [1]) spielt in der Schweiz; und wie „die gute Mutter,“ deren „ehrliches Schweizergesicht“ bei der Entdeckung ihres Sohnes „fast etwas einfältig aussah vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham,“ [2]) sich über Basel auf die Reise begeben hat, ist schon erwähnt worden. — In Rheinfelden spielt die Geschichte „Der Lehrjunge,“ in welcher der Zundelfrieder einem ungeschickten Dieb besonders kräftige Prügel erteilen läßt,[3]) und in „Witlisbach im Kanton Bern“ zieht „der vorsichtige Träumer“ des Nachts im Bett Pantoffeln an. [4]) — Sodann wird die Schweiz gelegentlich erwähnt in dem schönen Freundschaftsblatte „Zwei Gehilfen des Hausfreunds,“ [5]) wo von der „Adjunktin des Adjunkts,“ der Sängerin und Schauspielerin Henriette Hendel, die Hebel immer als „Schwiegermutter“ bezeichnet, gerühmt wird, daß sie „schöne Schweizerlieder vom Rigiberge“ zu singen wisse; und dasselbe geschieht in „Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch auf 1811.[6]) — An einer andern Stelle wird von den Lämmergeiern in der Schweiz geredet, und oftmals wird auch da, wo Hebel von den Kriegsereignissen seiner Zeit spricht, die Schweiz genannt,[7]) so z. B. wo es heißt,[8]) die Alliierten seien 1813[9]) „über den Rhein in die Schweizer Neutralität hinein und in die Departementer“ gezogen. Noch bei der Schilderung des „Zustandes von

---

[1]) „Schatzkästlein“ ed. Behaghel Nr. 270, S. 443 ff.
[2]) ibid. S. 289.
[3]) ibid. Nr. 171, S. 273 f.
[4]) ibid. Nr. 35, S. 75.
[5]) ibid. Nr. 7, S. 18.
[6]) ibid. Nr. 126, S. 207.
[7]) In „Klein und groß“ ibid. Nr. 86, S. 144.
[8]) ibid. Nr. 97, S. 168; Nr. 228, S. 368; Nr. 246, S. 397.
[9]) ibid. Nr. 246, S. 396.

Europa im August 1810"[1]) hatte hingegen gesagt werden können: „Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um stand die Schweizer Eidgenossenschaft ruhig und fest wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel davon zu erzählen hat."

Bekanntlich redet aber Hebel im „Schatzkästlein" nicht nur von den historischen Ereignissen seiner eigenen Zeit, sondern er hat auch einige Aufsätze über die älteste Geschichte des alemannischen Landes verfaßt; auch in diesen wird mehrmals von der Schweiz gesprochen; so in der Erzählung von der „berühmten Schlacht der Markomannen,"[2]) namentlich aber in der „Fortgesetzten Erklärung der Zeittafel,"[3]) wo er von den „Allemannen am Rheinstrom" spricht: Sie seien „nach Schaffhausen an den Rheinfall zur Kirche" gegangen, berichtet er da; und weiter weiß er zu melden, „daß Chnodomar und Vadomar und andere deutsche Fürsten als Uri, Ursitz, Vestalp und mehrere über den Rhein gegangen seien." Später redet er von der „allemannischen Macht," die „von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge" gereicht habe. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß sich hier Sage und Geschichte in wunderlicher Weise verbinden.

Das ist, was Hebel von der Schweiz zu erzählen weiß; es ist genug um zu zeigen, daß er sie stets freundnachbarlich geliebt hat. Voran aber stand ihm immer seine „Stadt," unser Basel.

Und jetzt sollen auch noch die Briefe Hebels beweisen, wie er für diese seine ideelle Wiesenthaler Hauptstadt gefühlt hat. Ich habe nun zwar nicht alles erreichbare Briefmaterial von Hebel durchforscht, sondern habe mich auf den Band beschränkt, den

---

[1]) „Schatzkästlein" ed. Behaghel Nr. 149, S. 239.
[2]) ibid. Nr. 198, S. 317.
[3]) ibid. Nr. 227, S. 362 ff.

F. Becker im Jahre 1860 als „Festgabe“ [1]) zusammengestellt hat; schon dort aber findet sich genug Stoff, um zum drittenmal zu zeigen, wie eng Hebel innerlich mit Basel verbunden war. Die bei Becker publizierten Briefe sind in der Hauptsache an zwei Personen gerichtet: an Gustave Fecht in Weil, „die treue Freundin seines Herzens“ und an seinen „Jugendfreund und Herzensbruder“ Zenoides, den 1849 in Lörrach verstorbenen Kirchenrat Friedr. Wilhelm Hitzig. Als Grundton klingt aus diesen Briefen die ewige Sehnsucht Hebels nach dem Wiesenthale heraus, dem sein Herz gehört hat, wo er war und so lang er lebte. Diese Sehnsucht drückt sich oft in wahrhaft herrlichen Worten aus. Nur zwei Beispiele: An Gustave schreibt er von Karlsruhe aus am 19. Februar 1792.[2]) „Ueberhaupt, da mirs mein Schicksal nicht gönte in Lörrach bleiben zu können, oder in Tüllingen, oder sonst wo in der Nähe des Lebens froh zu seyn, so wünschte ich auch sonst an keinem andern Ort zu seyn, als wo ich bin. Aber freilich auf dem Tüllingerberg, wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter, und Blüthen im Frühling und wo es im Sommer donnert und blitzt, als wenn der liebe iüngste Tag im Anzug wäre. Ich glaube daß am iüngsten Tag die Morgenröthe lauter Blitz seyn, und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Bettglockleuten gehen wird, von Hauingen den Berg herum bis nach Efringen hinab,! wie die Leute sich die Augen reiben werden, daß es schon tagt! wie es an ein Schneiden und Garbenbinden gehn wird, denn man will behaupten, daß der iüngste Tag in die Erndte Zeit fallen werde. Und

---

[1]) „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebels an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Helgen.“ Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860, Schweighauser.

[2]) „Festgabe“ S. 12.

wie sich die Leute wundern werden, daß es nimmer nacht werden will! das alles könnte ich dort oben herab ansehen, und nach Weil hinunter schauen, und denken: nun werden sie dort unten doch auch aus den Federn seyn und in ihrem Stark oder Schmolk den Morgensegen am iüngsten Tag aufsuchen. — Und wer weiß, was ich thäte, ob (ich) nicht in der blitzigen Morgendämmerung geschwind durch die Reben hinabstolperte, und Ihnen zusammen Ihre schweren goldenen Garben binden hülfe." Und an Zenoides in Rötteln heißt es bei Besprechung einer Pfarrstelle, die sich für diesen in Emmendingen aufzuthun schien:[1]) „Bald wird euch für alle Drangsalen der Witterung eine freuden und traubenreiche Weinlese trösten, ihr gesegneten des Herrn. Mein Herz ist wenigstens dabey, wenn ihr froh und glücklich seid. Hast Du nicht Lust zu Emmendingen? Ich will dir, aber aus einem egoistischen Grund nicht zusprechen. Ich möchte lieber Alles was ich liebe, in das Wiesenthal zusamen wünschen können, sollen auch ein paar dutzend Milonen[2]) auswandern müssen, als zusehen, wie einer nach dem andern es verläßt. Denn was lauf ich sonst am Ende, wenn ich wieder einmal hinaufkomme noch darinn herum wie in einer abgelaubten Winterlandschaft, wo alles nicht ein sondern ausgeheimset ist. Wenn du und Günttert[3]) weg wären, so käme ich vielleicht nie mehr hinauf, was doch auch schad seyn dürfte."

Da ist es nun ganz natürlich, daß, wo so „gewiesenthälert" und „geoberländert" wird, auch Basel oft genug als natürliche Hauptstadt erscheint. So stellt sich Hebel in einem Briefe aus dem Oktober 1792[4]) vor, es werde sich in Weil drum handeln, „ob sich die Jungfer Gustave auf der Basler Messe auch so einen schönen Hut kaufen soll, wie die Frau Speziälin (Dekanin) einen von Karls-

[1]) „Festgabe" S. 214.
[2]) „Milonen" = Dummköpfe.
[3]) Güntert, Pfarrer in Weil.
[4]) „Festgabe" S. 17.

ruhe mitgebracht hat;" und im Dezember desselben Jahres[1]) denkt er sich als ihren Diener und sagt: Ich gehe „allmal mit Ihnen, nota bene, Sie voraus und ich hinten nach in der Stadt herum, wenn Sie nach Basel kommen, und zeige Ihnen die Häuser, und trage Ihnen, was Sie einkauffen, zur Jungfer Dienastin,[2]) oder bis nach Weil, wenn Sie wollen, oder bis nach Konstantinopel, wenn Sie wollen." — Man sieht, Basel ist immer das Selbstverständliche; man redet davon wie vom Alltäglichsten, Vertrautesten. So wird z. B. in einem Brief vom Dezember 1793,[3]) wo Hebel der „besten Jungfer" schildert, wie er im Geiste jeden Abend an ihren Fensterladen komme und in die Stube sehe, eine Basler Begebenheit angezogen. „Von den Fensterläden sollen sie mich nicht vertreiben, oder es giebt Händel. Unter freyem Himmel laß ich mir nichts befehlen, und wenn mich der Herr Pfarrer da nicht leiden will, so mag er die Fenster an eine andere Seite bauen. Hat ia in Basel auch einer müsen in eine andere Gaße reiten, um so einem Maulaffen aus dem Weg zu kommen."

Zum Lustigsten, was Hebel an Gustave schreibt, gehört sodann am 15. Februar 1807 eine Bestellung von Basler Leckerli oder „Lebkuchen," wie er sagt.[4]) Hebel kündigt auf die Ferien seinen Besuch in Weil an. „Aber Sie dürfen mir," fährt er fort, „doch vorher noch schreiben. Ja ich bitte Sie darum, und um ein Pfund kleine Basler Lebkuchen von guter Sorte nebst Rechnung dafür. Es ist eine Bestellung. Vielleicht verlangt man zwar nicht soviel. Aber wer steht mir dafür, daß ich nicht die halben fresse, ehe ich die übrigen abgebe."

---

[1]) „Festgabe" S. 22.

[2]) Wahrscheinlich Jungfrau Barbara Dienast; sie wohnte, laut Adreßbuch von 1798 und 1823 an der Schwanengasse Nr. 149 (jetzt Nr. 16), war geb. 25. Dezember 1743 und starb 87-jährig am 31. April 1831.

[3]) „Festgabe" S. 27 ff.

[4]) „Festgabe" S. 56.

An Gustave Fecht hat Hebel endlich auch dasjenige Wort geschrieben, welches ihn uns Baslern in vollstem Sinne zu eigen giebt und in welchem seine lebenslange Liebe zu unserer Stadt ihren schönsten und schlichtesten Ausdruck findet. Er schreibt in seinem 65. Jahre, am 16. Januar 1825, ein Jahr und sieben Monate vor seinem Tode:[1] „Sie haben mir auf einen Gedanken geholfen. In noch 5 Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim vor dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus. Selbiges Häuslein kauf' ich alsdann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Burger! — also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, und Nachmittag nach Weil wie der alte Stickelberger im Schaf."[2]

Es ist das diejenige Stelle, welche, im Verein mit mündlichen Traditionen, es ermöglicht hat, daß Hebels Geburtshaus hat gefunden werden können.[3] Dies ist uns aber hier nicht das Wesentliche, sondern das ist uns im höchsten Grade erfreulich, daß Hebel in derselben Stadt Basel, in der er am 10. Mai 1760 geboren worden war, auch am liebsten hätte ausleben wollen. Er will „heim," und „heim" heißt ihm Basel. Das ist eigentlich der vollste Beweis dafür, wie sehr Hebel sich als der unsere gefühlt hat. Wohl hat er auch sein Heimatdörfchen Hausen lieb gehabt; er widmet seinen „guten Verwandten, Freunden und Landsleuten zu Hausen im Wiesenthal" seine „Allemannischen Gedichte;" aber Heimat,

---

[1]) „Festgabe" S. 80.

[2]) Nach einer Notiz Beckers („Festgabe" S. 35.) „ein früher in Basel wohlbekanntes Original von einem Burger. Präzis ein Uhr fuhr er alle Tage ins Markgrafenland, um, nach feststehender Ordnung jedesmal in einem andern Dorf sein Schöppli z'näh."

[3]) Ueber „Hebels Geburtshaus" hat der Verfasser in der „Nationalzeitung" vom 25./27. März 1897 eine ausführliche Untersuchung angestellt.

innere, geistige „Heimat" ist ihm Basel geblieben. Und dafür empfängt er noch heute den Dank unserer Herzen.

Auch in den Briefen an Zenoides wird Basel vielfach (an mehr als zwanzig Stellen) erwähnt. Eine Reihe derselben bezieht sich auf den Buchhändler Flick in Basel,[1]) bei dem Hebel zuerst seine „Allemannischen Gedichte" herausgeben wollte. Auch an den Buchdrucker und Schriftgießer Haas in Basel hatte er gedacht.[2]) Aber die Unterhandlungen führten zu keinem Resultate. Bekanntlich sind die Gedichte dann 1803 bei Macklot in Karlsruhe auf Kosten des Verfassers, dessen Name nur mit den Initialen J. P. H. angedeutet war, herausgekommen. Als Zeichner der „Kupfer" zur dritten Auflage (von 1805) hatte Hebel sich zuerst Wocher in Basel gedacht, der dann aber absagte.[3]) Glücklicher scheint Hebel mit einem andern Schweizerkünstler, mit Franz Hegi, gewesen zu sein, von dem er am 12. August 1808 an Zenoides meldet, daß er ihm für den Kalender von 1809 vier schöne Holzschnitte geschaffen habe.[4]) Von Erwähnungen Basels führe ich als wichtig noch folgende an: In einer poetischen Epistel[5]) wird dem Freunde gesagt, daß in Tüllingen Pfarrer Sander gestorben sei; ein gewisser Frisenegger hätte sich dorthin melden sollen; von diesem heißt es:

„Seine lange Nase
Hätte Herrn Lachenal[6]) über dem Rhein
Durch eine zerklitterte Scheibe hinein
Weg von der Tabacks Vase
Den schweren, bleiernen Deckel gelupft.
Und 's letzte Stäublein herausgeschnupft.

---

[1]) Becker „Festgabe" S. 119, 120, 126, 143, 165, 179, 204.
[2]) „Festgabe" S. 117, 119, 120.
[3]) „Festgabe" S. 194.
[4]) „Festgabe" S. 227.
[5]) „Festgabe" Nr. XXXVII S. 104 f.
[6]) Prof. Werner de Lachenal in Basel, der bekannte Botaniker.

Mit allgegenwärtiger Nase
Hätt er das Birsthal hinauf im Grase
Die Veil'chen und Primeln aufgeschürft
Ihres jungen, blühenden Lebens
Balsamischen Athem weggeschlürft!"

Eine ergötzliche Stelle ist auch die, wo Hebel seinem Freunde Hitzig, der für das „Wälderbüblein," d. h. für die „Gedichte," Subskribenten sammelt, sagt, er solle ja recht fleißig dabei sein und solle, da der Basler Buchhändler Decker sich der Sache nicht anzunehmen scheine, auch Basel im Auge behalten: „Vielleicht indessen trümmelt dir da und dort auch ein Böppi (Basler) ins Netz."[1]) Ein andermal nennt er dann dem Freunde ein botanisches Werk, das er in Basel empfehlen solle.[2]) Dann wieder sagt er seinen Besuch für Rötteln und Basel an,[3]) und ganz besonders ausführlich wird er in einem Brief vom 6. April 1808, wo er über den Prozeß schreibt, den die Basler einem Buche von Jung Stilling, der „Theorie der Geisterkunde," gemacht haben.[4]) Hitzig scheint an Hebel das betreffende Gutachten gesandt zu haben, und der Empfänger schreibt:[5]) „Für das baslische Gutachten (nach dem Faktum) meinen Dank. Es macht dem alten Antistes Ehre. Dir wird es ein Tröpflein Balsam gewesen seyn auf das Haupt. Ich gestehe, daß ich von der schwarzen Frau im Jung, nie viel mehr gefürchtet habe, als von der weißen im Schloß. Ich sah seine Geister, wie den lezten Zug Schneegänse an, wenn sie heimkehren im Frühjahr. Ebenso viele derer, die noch im Schwanken waren, hat er geheilt, als kränker gemacht. Die zwey schärfsten Nägel zu seiner

[1]) Becker „Festgabe" S. 133.

[2]) „Festgabe" S. 181.

[3]) „Festgabe" S. 195.

[4]) Ueber diesen Stilling-Handel vergleiche man die „Kirchengeschichtliche Mitteilung" von Antistes A. v. Salis, „Jung Stilling in Basel verboten" im „Basler Jahrbuch" 1894, S. 19 ff.

[5]) „Festgabe" S. 219 f.

Kreuzigung aber müßen ihm die zwey Verdammungsurteile des frommen Standes Basel und des orthodoxen Ministeriums in Würtenberg gewesen seyn. Es war eine Zeit, wo er sich herausziehn, und sagen konnte: Habt ihr denn nicht gemerkt, daß ich den Geisterglauben lächerlich machen, und der Hydra den letzten Hals brechen wollte. Aber geehrt sey er für den Heldenmuth, der lieber gegeiselt und verspottet und mit Fäusten geschlagen, und gekreuzigt werden will, eh' er der Wahrheit (sey es auch nur der seinigen) untreu werden kann."

Im gleichen Briefe legt Hebel seine polytheistischen Ansichten dar und schließt dann: „Einsweilen verrathe mich dem Stand Basel nicht, wie wohl ich nicht neben Stilling zu stehen hoffe." Von der Basler Toleranz in geistlichen Dingen scheint also Hebel keine zu gute Meinung gehabt zu haben.

Herzig ist ein Brief aus dem Februar 1815, in welchem Hebel dem Freunde und seiner „Taube," d. h. Herrn und Frau Hitzig, wieder einmal seine Sehnsucht nach dem Wiesenthal ausdrückt und dabei auch Basels gedenkt:[1]) „O Schopfheim, o Wiese, o Teich und Räder drinn, o Maiberg und Möhr, o Zeonides und Taube sein, — könnt ich nur immer bey euch sein.

Haspeln ihr die zarten Fäden,
spinnen mit dir süße Reden
in dem Garten
Blümlein warten
und im Grünen uns ergehen,
wenn die Frühlingslüftlein wehen,
alte Freuden auferwecken
aus den Gräbern die sie decken
und mit neuen sie umwinden
auf dem Plaz im Duft der Linden,
Oechslein bei der Wiese kaufen,
eines Gangs nach Basel laufen
Schöplein trinken, Pfeiflein rauchen,
uns ins Land des (Belchens)[2]) tauchen."

---

[1]) Becker „Festgabe" S. 279.

[2]) Statt „Belchens" Hebels Geheimschrift-Zeichen.

Wie über Basel, so finden sich auch über die Schweiz eine Reihe schöner Stellen in Hebels Briefen. Es sei daraus der Passus angeführt, in welchem Hebel an Gustave von Tobel in Württemberg aus seine Sommerfrischler-Gesellschaft beschreibt:[1]) „Als ich kaum eine Stunde auf dem T. war, und wie gesagt, unter dem Fenster lag, erblickte ich einen feinen Herrn mit einem Glas am Auge im Hof, und hinter ihm eine feine Dame. „Franz, was hesch güggelet" fragte sie. „Numme do no der Amsle hani glueget" antwortete er. Sie glauben nicht, wie lieblich mir diese bekannten Töne so unerwartet ins Ohr fielen, obgleich der Vogel eine Wachtel war. Ich dachte Landsleute seid ihr nicht, aber Schweitzer gewiß, und nahezu Berner. So wars auch. Er ein Herr von Steiger, Neffe des Schultheiß von Bern, der die emigrirten Schweitzer unter die Fahnen des Erzherzogs sammelte, und sie seine Frau. Beide waren so klug wie ich auch, den Aufenthalt auf dem T. angenehm und gedeihlich zu finden, und wählten ihn zur Nachkur, nach dem Deinacher Bad. Mit diesem Mann, der einen Theil des Kriegs mitgemacht hat, bei der Hüninger Belagerung in der Nähe war, die Schweitzer Revolution in Arau und Lucern beobachtet, und mit dem Pfarrer, den ich schon als einen guten Prediger kannte, und als einen sehr freundschaftlichen Mann iezt näher kennen lernte, brachte ich manche Stunde sehr angenehm zu." — An einer andern Stelle wird Arlesheim[2]) erwähnt, dann Bern,[3]), dann die ganze Schweiz,[4]) von der etwas bedauerlich gesagt wird, daß sie für die „Allemannischen Gedichte" verloren zu sein scheine, ein Vorwurf, der sich für die Zukunft wohl nicht hätte halten lassen. Dann wird

---

[1]) Becker „Festgabe" S. 33 f.

[2]) „Festgabe" S. 71.

[3]) „Festgabe" S. 133.

[4]) „Festgabe" S. 136.

von Zschokkes „Schweizerboten“ [1]) gesprochen und später einmal sogar eine Reise in die Schweiz bis über den Gotthard geplant.[2])

Ueberall also ist uns Hebel nahe, und ist Basel, ja die Schweiz ihm nahe gewesen.

Wir glauben also kein Unrecht an unsern badischen Nachbarn zu begehen, wenn wir Basler ihn in gewissem Sinne — nur in demjenigen, in welchem er es selbst hat sein wollen — den unsrigen nennen.

---

[1]) „Festgabe“ S. 189.

[2]) „Festgabe“ S. 195.